

Byzantinisches Erbe in arabischer Umwelt

Die östlich-orthodoxen Patriarchate des Orients in der Gegenwart

Von Karl Pinggéra

In der Rangfolge der östlich-orthodoxen autokephalen Kirchen belegen die Patriarchate des Nahen Ostens nach Konstantinopel die ersten Plätze: Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Damit bewahrt die Orthodoxie das Erbe der Alten Kirche. Erst danach, an fünfter Stelle, folgt Moskau, das ja nicht vor dem Ende des 16. Jahrhunderts in den Range eines Patriarchats erhoben wurde. Natürlich handelt es sich bei dieser Rangfolge ausschließlich um einen Vorzug ehrenhalber, der über die tatsächlichen Kräfteverhältnisse innerhalb der Orthodoxie so gut wie nichts aussagt. Im Vergleich zu den orthodoxen Kirchen Ost- und Südosteuropas verfügen die Patriarchate des Nahen Ostens nur über eine bescheidene Zahl von Mitgliedern. So stehen den Millionen orthodoxer Christen slawischer Sprache nur noch einige wenige Tausend griechisch-orthodoxe Christen in Ägypten gegenüber. In meiner Studentzeit begegnete mir einmal ein griechischer Theologieprofessor, der von einem Kommilitonen gefragt wurde, ob es denn heute noch sinnvoll sei, angesichts der realen Verhältnisse an dieser alten, überkommenen Reihenfolge der Patriarchate festzuhalten? Die schöne – augenzwinkernde – Antwort lautete: „Das ist keine Frage der Quantität, sondern der Qualität.“

Diese besondere „Qualität“ der nahöstlichen Patriarchate besteht für die Weltorthodoxie darin, dass sich auf ihrem Boden die Heilsgeschichte abgespielt hat. Sie hüten bis heute die heiligen Stätten der Christenheit und sind lebende Bindeglieder zu der Zeit der Apostel. Diesen Anspruch erheben freilich auch die so genannten „altorientalischen“ Kirchen (im Nahen Osten sind dies die syrisch-orthodoxe, die armenisch-apostolische und die koptische Kirche) und die mit Rom unierten katholischen Ostkirchen. Im Rahmen dieses Beitrages soll es aber nur um die griechisch-orthodoxen Patriarchate des Nahen Ostens gehen.

Wir fragen nach der gegenwärtigen Situation von Christen in mehrheitlich islamischen Ländern. Und wir fragen nach der gegenwärtigen Situation von *griechisch-orthodoxen* Christen in mehrheitlich bzw. fast ausschließlich arabischen Ländern (beides mit der Ausnahme Israels). Wir fragen nach der Situation von Christen, die in einer Region voller Spannungen und Konflikte ihren Glauben zu bezeugen, die ihr Leben (ihr Überleben) zu gestalten und ihre Identität als Minderheit zu bestimmen haben. Dies alles vor dem Hintergrund eines wachsenden Islamismus und einer beständigen Emigration orientalischer Christen in den Westen.

1. Das Patriarchat Alexandrien

Das griechisch-orthodoxe Patriarchat von Alexandrien umfasst, wie eben schon angedeutet, nur noch einige Tausend Gläubige in Ägypten, die sich auf die beiden Großstädte Kairo und Alexandrien verteilen. Sie sind der letzte Rest der griechischen Minderheit

Ägyptens, die sich (zumindest virtuell) bis auf Alexander den Großen zurückführen kann. Bis in die 50er Jahre hinein zählte man immerhin an die 150.000 Griechen, die zumeist Kaufleute waren. Ihre Lage verschlechterte sich nach der Machtergreifung Nassers 1954. Eine bis heu-

Christus Pantokrator in der Kuppel der St.-Andreas-Kathedrale in Patras.

te anhaltende Auswanderungswelle setzte ein nach Griechenland, Australien und nach Amerika.

Für das Selbstverständnis der Orthodoxen ist kennzeichnend, dass sie sich in Ägypten nicht eigentlich als Ausländer fühlen, sondern als eine im Lande heimische und angestammte Diaspora. „Griechen“ sind sie im Sinne eines „Ellenismos“, einer die Nationalstaaten übergreifenden Kulturgröße, die ihre Wurzeln in der Antike besitzt. Sich selbst bezeichnen die ägyptischen Griechen als „Aigyptiotes“. Das Bewusstsein einer eigenständigen Identität macht sich noch bei den Auswanderern und ihren Nachkommen bemerkbar. In Griechenland wurden mehrere Ägyptiotenvereinigungen gegründet; zusammengefasst sind sie im Dachverband der Ägyptengriechen in Athen, dem „Syndesmos ton Aigyptioton Ellenon“.

Der Patriarch führt seit altkirchlicher Zeit den Titel „Papst und Patriarch von Alexandrien und ganz Afrika“. Man sieht, dass der Titel „Papst“ (*papas*, „Vater“) eine Ehrenbezeichnung ist, mit der sich keineswegs ein universalkirchlicher Jurisdiktionsanspruch verbinden muss. Seit 2004 ist der Amtsinhaber Theodoros II. (Horeftakis). Wie seine Vorgänger ist auch er bestrebt, den Titel eines Patriarchen „von ganz Afrika“ mit Leben zu erfüllen. Schon in der ersten Hälfte des 20. Jh.s entwickelte die alexandrinische Kirche missionarische Anstrengungen in einigen Teilen Schwarzafrikas. Es konnte ein einheimischer Klerus herangezogen werden, der zunächst in griechischen Hochschulen ausgebildet wurde. 1958 gelang es, eine Metropole in Tansania zu gründen, ein Jahr später wurde eine Diözese in Uganda ins Leben gerufen. Dazu kam etwas später ein Bischofssitz in Kenia; in Nairobi befindet sich ein Priesterseminar, das auch Studierende aus anderen schwarzafrikanischen Ländern aufnimmt. Weiterhin ist die griechisch-orthodoxe Kirche vertreten in Südafrika, Zimbabwe, Zaire, Ghana, Nigeria und Kamerun. In vielen Fällen scheint es die Suche nach einer genu-

in „afrikanischen“, d. h. nicht-kolonialistischen Form des Christentums gewesen zu sein, die Menschen in jenen Ländern zum Anschluss an das alexandrinische Patriarchat veranlasst hat, das ja – wenigstens dem Titel nach – seit jeher für „ganz Afrika“ zuständig ist. Theodoros II. war vor seiner Wahl zum Patriarchen Metropolit von Kamerun und von Zimbabwe. Sein Vorgänger, Petros VII. (1997-2004), hatte vor seiner Erhebung auf den Thron des Evangelisten Markus das Amt eines Bischofs von Ghana bekleidet. Patriarch Theodoros besuchte im Dezember 2006 einen orthodoxen Jugendkongress in Südafrika und konnte bei dieser Gelegenheit den ersten Schwarzafrikaner mit der Tonsur in den Mönchsstand aufnehmen. Das Patriarchat dürfte in Afrika mittlerweile rund 250.000 Gläubige zählen; sie werden vom Patriarchen regelmäßig auf Pastoralreisen besucht. Die Liturgie wurde in verschiedene afrikanische Sprachen übersetzt.

Dennoch wird die Mehrzahl der Bischofssitze nach wie vor mit Griechen besetzt; darunter befinden sich in Ägypten zahlreiche Titularsitze. Gepflegt werden vielfältige Verbindungen nach Griechenland, zu staatlichen Stellen und kulturellen Vereinigungen, aber auch zur Kirche von Hellas. Der jetzige Patriarch stammt aus Kreta, hat in Thessaloniki studiert und war vor seiner Erhebung zum Metropoliten von Kamerun (1997) auf Kreta tätig. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte ein Besuch seiner Heimatinsel, danach eine offizielle Visite bei Erzbischof Christodoulos von Athen. Griechische Organisationen gewähren dem Patriarchat personelle, ideelle und materielle Unterstützung. So empfing der Patriarch etwa Anfang 2007 den Präsidenten des „Rates für die Auslandsgriechen“, der in seiner Ansprache die Bedeutung der Kirche für die griechischen Gemeinschaften im Ausland betonte und dem Patriarchen die volle Unterstützung seiner Organisation zusagte.

Auch einige arabische Christen gehören dem Patriarchat an. Es handelt sich zumeist um

orthodoxe Gastarbeiter, die aus Syrien und dem Libanon nach Ägypten gekommen sind, bzw. um deren Nachfahren, die sich dauerhaft in Ägypten niedergelassen haben. In ihren Gemeinden wird der Gottesdienst in arabischer Sprache gefeiert.

Das Patriarchat Alexandrien ist gleichwohl nach wie vor eine betont „griechische“ Kirche. Zugleich aber ist es eine Kirche, die sich ihrer missionarischen Verantwortung verpflichtet weiß und verschiedenste Völker und Sprachen umfasst.

Auf die politische Lage der griechisch-orthodoxen Christen in Ägypten kann hier nur kurz eingegangen werden. Sie sind zahlenmäßig zu klein, als dass sie eine erkennbare gesellschaftliche Rolle spielen würden. Diese Rolle spielt eindeutig die Koptische Orthodoxe Kirche, die mit 10 bis 15 Millionen Gläubigen rund ein Sechstel der ägyptischen Bevölkerung ausmacht. Wie die Kopten, so spüren auch die Griechisch-Orthodoxen das veränderte religiöse Klima Ägyptens, das in den letzten Jahrzehnten zunehmend von der fundamentalistischen Muslim-Bruderschaft bestimmt wird. Das mag sich für die orthodoxe Minderheit manchmal nur an Kleinigkeiten oder Äußerlichkeiten festmachen. Aber das Gefühl einer latenten Unsicherheit wächst – und damit die Bereitschaft zur Auswanderung.

Rechtlich sind die Christen den anderen Staatsbürgern im Prinzip gleichgestellt. Die Verfassung von 1958 nannte den Islam nicht mehr als Staatsreligion. Unter Sadat wurde 1980 allerdings die Scharia in die Verfassung eingefügt. Seitdem steht die Scharia neben einem Zivilrecht, das weithin an westlichen Vorbildern orientiert ist. Und seitdem gibt es in Ägypten eine Diskussion, wie sich die beiden Rechtssysteme zueinander verhalten sollen. Im Jahr 1955 waren jedenfalls alle nichtstaatlichen Gerichte, sowohl religiös-islamische als auch christliche, im Sinne eines nationalistischen Laizismus aufgelöst worden.

Dabei ist es geblieben. Damit liegt auch für Christen die letztinstanzliche Entscheidung im Zivilrecht bei den staatlichen Gerichten.

Um diesen Sachverhalt besser verstehen zu können, ist es ratsam, an dieser Stelle einige allgemeine Bemerkungen zur kirchlichen Gerichtsbarkeit im Orient zu machen: Als Erbe des osmanischen Millet-Systems verfügen oder verfügten fast alle traditionellen Religionsgemeinschaften im Orient über die Gerichtshoheit in einigen Bereichen des Zivilrechtes; namentlich im Ehe- und Erbrecht übten die Kirchen die Rechtsgewalt über ihre Gläubigen nach ihren je eigenen Normen aus.

In Syrien und im Libanon ist dieses System teilweise bis heute erhalten geblieben. In Syrien gilt das Zivilrecht zwar, wie es heißt, für „alle Syrer“, doch bestehen zwei Ausnahmen: Einige kleinere Ausnahmeregelungen betreffen die Drusen. Sodann – und das ist in unserem Zusammenhang wichtig – behielten Christen und Juden ihr eigenes Familienrecht. Das betrifft besonders die Regelungen von Verlobung, Heirat und Ehescheidung. D. h. in diesen Bereichen unterliegen die Christen dem Recht ihrer Kirche und nicht dem staatlichen Recht. Es sind auch kirchliche Instanzen, die in diesen Fällen Recht sprechen. Im Libanon herrschen ähnliche Verhältnisse. Das bedeutet konkret, dass es in diesen Ländern weder eine zivile Trauung gibt noch eine zivile Ehescheidung. Freigeistige libanesische Christen, die partout nicht kirchlich heiraten wollen, verlegen ihre Hochzeit deswegen ins Ausland. Wie stark die Konfessionszugehörigkeit innerhalb eines solchen Systems in das persönliche Leben der Menschen eingreift, wird einem vor allem an folgendem Aspekt deutlich: Orthodoxe und orientalisches-orthodoxe Christen können ihre Ehe nach den Maßgaben ihres Kirchenrechts scheiden lassen und erneut heiraten. Katholischen Christen (auch Ostchristen) ist dies nicht möglich – und zwar (anders als bei uns) in einer zivilrechtlich bindenden Weise!

2. Das Patriarchat Jerusalem

tischen Kirche, im Laufe der Zeit dazu geführt, dass sich das byzantinisch-reichskirchliche Patriarchat Alexandrien ganz auf die griechisch sprechende Bevölkerung beschränken musste. Im Heiligen Land lagen die Dinge anders. Hier konnte die antichalcedonensische Bewegung kaum Boden gewinnen; die Gläubigen verblieben bei der Reichskirche, also dem heute sogenannten griechisch-orthodoxen Patriarchat. Die islamische Eroberung des Orients leitete einen kontinuierlichen Arabisierungsprozess der angestammten Bevölkerung ein. So kommt es, dass die einheimischen orthodoxen Christen des Heiligen Landes heute Araber sind.

Problematisch wurde diese Entwicklung, als im osmanischen Reich die orthodoxen Patriarchate des Orients im 16. Jahrhundert dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt wurden. Er war das Oberhaupt und der Repräsentant der orthodoxen Bevölkerung (also der orthodoxen Millet) im ganzen Reich. Die Patriarchen- und Bischofsstühle wurden über Jahrhunderte von Konstantinopel aus besetzt, und zwar mehrheitlich mit Griechen. Zumindest rückschauend wurde dieser Zustand von den arabischen Christen seitdem 19. Jahrhundert als eine Artekklesialer, aber auch ethnischer Fremdherrschaft betrachtet. Das Aufkommen des arabischen Nationalgedankens verschärfte den Gegensatz von Kirchenvolk und Hierarchie. Für Jerusalem lässt sich festhalten, dass dieser Gegensatz bis heute besteht und durch den israelisch-palästinensischen Konflikt noch weiter an Schärfe gewonnen hat.

Die Leitung des Jerusalemer Patriarchats liegt bei der Bruderschaft des Heiligen Grabes, einer Klerikergemeinschaft, die bis vor wenigen Jahren ausschließlich, heute muss man sagen: *fast* ausschließlich aus Griechen besteht. Viele von ihnen bleiben auch nach ihrem Eintritt in die Dienste des Patriarchats griechische Staatsbürger und besitzen keinen israelischen Pass. Die Mitglieder der Bruderschaft sind in der Regel Metropolen eines der zahlreichen

Der Griechisch-Orthodoxe Patriarch von Jerusalem, Theophilos III.

Wie Alexandrien kann auch das Patriarchat von Jerusalem als eine betont „griechische“ Kirche gelten, insofern die Kirchenleitung in den Händen von Griechen liegt. Doch anders als in Alexandrien liegt im Griechentum der Jerusalemer Hierarchie die Ursache für tiefgreifende Konflikte, die seit vielen Jahrzehnten Anlass zu innerkirchlichen Zerwürfnissen geben. Sie bilden den Hintergrund für die Turbulenzen der letzten Jahre: die Absetzung des Patriarchen Irenaios und das Ringen des 2005 neu gewählten Patriarchen Theophilos III. um seine Anerkennung von staatlich-israelischer Seite.

Der Grundkonflikt innerhalb des Patriarchates besteht darin, dass die rund 130.000 Gläubigen in ihrer Mehrheit keine Griechen sind, sondern fast ausschließlich Araber. In Ägypten hatte die Entstehung einer eigenen nichtchalcedonensischen Hierarchie, also die Entstehung der kop-

Gottesdienst mit Fußwaschung mit dem griechischen Patriarchen Metropolitan Theophilos I. am 5. April 2007, Gründonnerstag, vor der Grabeskirche in Jerusalem.

Titularbistümer des Heiligen Landes. Sie sind es auch, die aus ihren Reihen den Patriarchen wählen und die Verwaltung des Patriarchates in Händen halten.

Ihre Bindung an das Griechentum ist denkbar eng und besitzt auch eine theologische Dimension. Artikel in ihrer Zeitschrift „Nea Sion“ betonen immer wieder, dass zwischen Orthodoxie und Griechentum eine unauflösliche Verbindung besteht. Mit den staatlichen Stellen Griechenlands werden regelmäßige Kontakte gepflegt. Wenn hochrangige Diplomaten des griechischen Staates die heiligen Stätten besuchen, werden sie von der Bruderschaft und dem Patriarchen offiziell empfangen. Auf der Grabeskirche und auf den von griechischen Mönchen bewohnten Klöstern des Heiligen Landes wird oft die griechische Nationalflagge gehisst.

Zum Patriarchat von Jerusalem gehört in gewisser Weise auch das autonome Erzbistum auf dem Sinai. Es besteht im Wesentlichen aus der

Mönchsgemeinschaft des Katharinenklosters. Seit 1575 genießt es einen autonomen Status. Nur die Weihe des Erzbischofs, der zugleich Abt des Klosters ist, bleibt dem Jerusalemer Patriarchen vorbehalten. Auch die Mönche dieses Klosters sind hauptsächlich Griechen.

Man mag es begreiflich finden, dass die Masse des arabischen Kirchenvolkes Mühe hat, sich mit seiner Kirchenleitung zu identifizieren. Zum Politikum wurde diese Situation aber dadurch, dass das Patriarchat zu den größten Landbesitzern in Jerusalem zählt (wahrscheinlich ist es sogar *der* größte Landbesitzer). Von arabischer Seite wird seit längerem Unmut darüber laut, dass die griechische Kirchenleitung Grundstücke an Israelis verkauft oder verpachtet hat. Vor dem Hintergrund des Palästina-Konfliktes musste das geradezu als ein Ausverkauf arabischer Interessen erscheinen. Wichtige öffentliche Gebäude Israels befinden sich pikanterweise auf Grundstücken, die der Staat vom Patriarchat nur gepachtet hat, so das Israel-Museum und selbst die Knesset.

Nun wirkt auch in Israel osmanisches Religionsrecht weiter. Dazu gehört die offizielle Anerkennung des gewählten Patriarchen durch den Staat. Gewissermaßen in osmanischer (und zwischenzeitlich britischer) Rechtsnachfolge wird dieses Recht heute von Israel, Jordanien und der palästinensischen Autonomiebehörde ausgeübt. Nach dem bisher Gesagten liegt es nahe, dass dieser Akt der Anerkennung für den Staat Israel keine bloße Formsache darstellt. Israel, Jordanien und die palästinensischen Behörden versuchten in letzter Zeit, massiven Einfluss auf die Patriarchenwahlen zu nehmen und verfolgten dabei naturgemäß entgegengesetzte Interessen. Schon die heikle Grundstücksfrage führt dazu, dass Israel etwaige Parteigänger palästinensischer Interessen verhindern wollte.

Die Wahl des Patriarchen Irenaios 2001 kam erst nach langen und heftigen Auseinandersetzungen zustande. Israel hatte die Wahl erst 2004 anerkannt. Überschattet war die Amtszeit des Patriarchen unter anderem von dem Vorwurf, kirchliche Immobilien über Strohmannen an Juden verkauft zu haben. Durch die Presse gingen ferner höchst unerfreuliche Details über der Wahl, in die ein vom Athener Erzbischof entsandter Rauschgifthändler und Kirchenagent eine dubiose Rolle spielte. Aus den Reihen der Bruderschaft vom Heiligen Grab regte sich immer mehr Widerstand gegen den skandalumwitterten Patriarchen. Eine gesamtorthodoxe Synode unter Vorsitz des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel Bartholomaios erklärte den Patriarchen im Mai 2005 für abgesetzt.

Auch der neue Patriarch Theophilos III. ist – ungeachtet der Wünsche des Kirchenvolkes – wieder ein Grieche. Doch scheint man mit ihm eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die das Patriarchat endlich befrieden könnte. Schon seit seinem 14. Lebensjahr lebt Theophilos in Jerusalem. Nach seiner Schulzeit trat er in die Bruderschaft vom Heiligen Grab ein und studierte in Athen und London Theologie. Er besitzt sehr gute Kenntnisse des Arabischen, was innerhalb der Bruderschaft die Ausnahme dar-

stellt. So wurde er nach seiner Priesterweihe zunächst als Seelsorger in Kana in Galiläa eingesetzt. 1998 wurde er als Exarch zu den christlichen Palästina-Flüchtlingen in die arabischen Golfstaaten entsandt. Dort machte er sich um den Dialog mit dem Islam verdient. Schließlich wirkte er in Moskau als Vertreter des Patriarchats bei der Russischen Orthodoxen Kirche. Damit fand Theophilos sowohl bei der eher proarabischen als auch bei der starken prorussischen Kirchenpartei Unterstützung. Stimmen, die ihm eine zu große Nähe zu Amerika vorwarfen (und das ist im Orient ein heißes Eisen!), sind in der Zwischenzeit wohl verstummt. In der Tat hatte Theophilos intensive Kontakte zu Griechen in den USA gepflegt; einer seiner Cousins ist der frühere griechisch-stämmige CIA-Chef George Tenet.

Misslich ist, dass zwar Jordaniens König Abdallah II. den neuen Patriarchen anerkannt hat, nicht jedoch Israel, das weiterhin Irenaios als rechtmäßigen Inhaber des Patriarchenstuhles betrachtet. Irenaios weigert sich, die Entscheidung der Synode von Konstantinopel anzuerkennen und das Feld zu räumen. Theophilos blieb im vergangenen Jahr wenig anderes übrig, als eine Klage beim obersten israelischen Gerichtshof anzustrengen, um seine staatliche Anerkennung zu erreichen. Dabei beschuldigte er den Staat, die Anerkennung von der Unterschreibung von Bodenverkäufen abhängig zu machen, die sein Vorgänger angeblich getätigt haben soll. Eine Entscheidung wurde auf den Januar 2007 vertagt (war aber beim Abschluss des vorliegenden Aufsatzes im Februar 2007 noch immer nicht erfolgt).

Über diese Querelen dürfen nun nicht die Gläubigen des Patriarchates aus dem Blick geraten. Sie leben überwiegend im Staat Israel, in den besetzten Gebieten und (wie so viele palästinensische Flüchtlinge) in Jordanien. In allen drei Gebieten haben sich die arabischen Gläubigen oft vereinsmäßig selbst organisiert und pflegen nur mehr geringe Kontakte mit dem griechischen Patriarchat. Teilweise ließe sich von einer faktischen Kirchenspaltung sprechen.

In Jordanien können die Christen aller Konfessionen ihren Glauben weithin ungestört leben. Die Christen stellen einen Anteil von etwa 4 % der Bevölkerung, doch stehen ihnen im Parlament 10 % der Sitze zu. Von den rund 130.000 Christen sind 75.000 orthodox. Die Orthodoxen beteiligen sich an dem christlich-islamischen Dialog, den Kronprinz Hassan 1994 ins Leben gerufen und institutionalisiert hat. Wortführer der Orthodoxen ist die „Liga der Orthodoxen Renaissance“ (*rabitat an-nahda al-urthudhuksiya*). Ihre Hauptforderung sind die vollständige Arabisierung des Patriarchates und die Beteiligung der arabischen Laien an der Verwaltung des Kirchengüterbesitzes. Eine vom Patriarchat unabhängige „Vereinigung für Erziehung und Kultur“ verwaltet mehrere orthodoxe Schulen und Vorschulen (vier davon in Amman); die Schüler sind großteils Muslime. Priester haben in Eigeninitiative einen Theologiekurs organisiert, der dem Mangel an einem offiziellen theologischen Seminar abhelfen soll. Insgesamt zeichnet die Christen Jordaniens eine spezielle Loyalität zur Monarchie aus. Das hängt damit zusammen, dass das haschemitische Königshaus von den Christen auch als Gegengewicht zu den starken islamistischen Tendenzen unter den Palästinensern betrachtet wird. Die jüngste Entwicklung in den palästinensischen Autonomiegebieten bedeutet für die arabischen Christen nichts weniger als eine Katastrophe. In der laizistischen PLO waren zahlreiche Christen, auch orthodoxe, anfangs führend vertreten. Unter der Herrschaft der Fatah wurden Christen in den letzten Jahren zunehmend diskriminiert. Sie wurden am Arbeitsmarkt benachteiligt und gezielt aus öffentlichen Ämtern entfernt. Auch der Boykott christlicher Geschäfte und Schutzgelderpressungen durch Fatah-Funktionäre scheinen in den letzten Jahren an der Tagesordnung gewesen zu sein. Vor den Parlamentswahlen im Januar 2006 nutzte die islamische Widerstandsorganisation Hamas die Unzufriedenheit der christlichen Palästinenser, um ihre Stimmen zu gewinnen. Dafür wurden

einige betont christenfreundliche Akte unternommen. So konnte Bethlehems christlicher Bürgermeister, der Arzt Victor Batarseh, nur dank der Unterstützung der Hamas in seinem Amt bestätigt werden. Schon längst befinden sich die Christen auch in der Geburtsstadt Jesu in der Minderheit. Solche Maßnahmen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass in einem Staat, wie ihn die Hamas favorisiert, die Christen durch die Anwendung der Scharia Bürger zweiter Klasse wären.

Die palästinensischen Christen scheinen zwischen die Fronten zu geraten zwischen Israel und den verschiedenen, einander bekriegenden Flügeln der Palästinenser. Es verwundert nicht, dass die Welle christlicher Auswanderung in den letzten Jahren weiter zugenommen hat. Die Befürchtung ist nicht aus der Luft gegriffen, dass es in der Heimat des Herrn schon bald keine einheimischen Christen mehr geben werde.

Dieser Sorge verlieh auch eine Kundgebung der Kirchenoberhäupter Jerusalems im Jahr 2006 Ausdruck, die Patriarch Theophilos an erster Stelle unterzeichnet hatte. Ihm folgt die Unterschrift des lateinischen Patriarchen, der selbst Araber ist und sich seit langem als Verfechter palästinensischer Interessen profiliert. Dann folgen die Unterschriften von Oberhäuptern der zahlreichen kleineren Kirchen im Heiligen Land. Die Kirchenvertreter sprechen von der hohen Zahl von Auswanderern und betonen: „Die christliche Präsenz in Palästina ist wichtig für die ganze Gesellschaft und wir machen uns Sorgen um die Zukunft unserer Gemeinschaft und um die Einrichtungen, die allen Palästinensern zugute kommen.“ Für einen dauerhaften Frieden wird als Notwendigkeit genannt: „Beendigung der illegalen Besetzung ist der Schritt zu wirklichem Frieden und Sicherheit sowohl für Israel als auch für Palästina. ... Die christliche Sicht von Gesetz und Gerechtigkeit bringt uns dazu, eine Zwei-Staaten-Lösung basierend auf dem Völkerrecht zu befürworten, welches

einen lebensfähigen, unabhängigen, souveränen Nationalstaat vorsieht.“ Anfang 2007 hatten dieselben Kirchenführer, wieder mit dem griechisch-orthodoxen Patriarchen an der Spitze, die Vertreter von Fatah und Hamas zur Versöhnung aufgerufen.

Man wird abwarten müssen, ob es Theophilos gelingt, die innere Einheit seiner Kirche wiederherzustellen. Es ist jedenfalls deutlich geworden, dass er diese Aufgabe unter denkbar schwierigen Bedingungen auf sich genommen hat.

3. Das Patriarchat Antiochien

Konfessionskundlich ist es sicher korrekt, auch vom Patriarchat von Antiochien als einem „griechisch“-orthodoxen Patriarchat zu sprechen, wenn damit zum Ausdruck gebracht werden soll, dass es Teil der byzantinischen Kirchenfamilie ist. Und doch hören es Angehörige dieser Kirche mitunter nur ungern, wenn sie als griechisch-orthodox bezeichnet werden. Gelegentlich kann man auf folgende Klarstellung von Angehörigen des Patriarchates treffen: „Wir sind keine Griechen, wir sind Araber.“ In diesem Satz artikuliert sich das Selbstverständnis, das die Kirche von Antiochien heute prägt.

Im Jahr 1899 gelang in dieser Kirche, was das Kirchenvolk des Jerusalemer Patriarchats bis heute vergeblich fordert: In diesem Jahr wurde ein Araber, Meletios ad-Dumani, zum Patriarchen gewählt. Es war die Russische Orthodoxe Kirche, die sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Widerspruch zu Konstantinopel für die Selbstbestimmung der arabischen orthodoxen Christen des Orients eingesetzt und diese Wahl ermöglicht hatte. Das Patriarchat von Konstantinopel bezeichnete den Patriarchen Meletios verächtlich als „eine Kreatur des russischen Palästinavereins“. In der Tat hatte sich die „Russische Palästina-gesellschaft“ seit 1892 stark im Nahen Osten engagiert und u. a. arabischsprachige orthodoxe Schulen in Syrien, Palästina und im Libanon gegründet.

Mit der Wahl von 1899 begann eine durchgehende „Arabisierung“ des antiochenischen Patriarchats. Die Bischofsstühle wurden mit Arabern besetzt; sämtliche Gottesdienste (Liturgie, Stundengebet und Sakramentsfeiern) werden in arabischer Sprache gehalten. Das

Patriarchat vertritt die Interessen der arabischen Christen auch über das eigene Kirchengebiet hinaus. Das konnte man am Verhalten der Antiochener auf der panorthodoxen Synode in Konstantinopel 2005 sehen, als es darum ging, Patriarch Irenaios von Jerusalem abzusetzen. Außer Georgien waren es nur die Vertreter Antiochiens, die gegen den Absetzungsbeschluss stimmten. Nicht deswegen, weil sie Sympathien für den bisherigen Amtsinhaber gepflegt hätten, sondern aus prinzipiellen Vorbehalten: Solange es nicht möglich sei, dass in Jerusalem ein arabischer Geistlicher zum Patriarchen gewählt wird, werde man jeden Jerusalem betreffenden Beschluss von vorneherein ablehnen.

Dass sich Antiochien von den beiden anderen Patriarchaten des Nahen Ostens unterscheidet, kann man auch an der Art der Selbstbezeichnung sehen. Im Arabischen lautet die Selbstbezeichnung aller drei Patriarchate *rum-orthudhuks*. Das arabische Wort *rum* ist ein Lehnwort aus dem Griechischen: „Rhomaioi“, also „Römer“ oder „Römisch“ war die Selbstbezeichnung der Byzantiner, die sich ja als Staatsbürger des „Neuen Rom“ verstanden. „Rum“ wird von den Orthodoxen Alexandriens und Jerusalems in andere Sprachen stets mit „griechisch“ übersetzt. Die Antiochener ziehen es in nichtarabischen Texten oftmals vor, das Wort unübersetzt zu lassen. So bezeichnen sich die Gemeinden des Patriarchats Antiochien in Deutschland als „rum-orthodoxe“ Gemeinden.

Das betont arabische Selbstbewusstsein der antiochenischen Orthodoxie hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Auf kulturellem, literarischem und politischem Gebiet war es zu der so genannten „arabischen Renaissance“ (*an-nahda*) gekom-

Papst Johannes Paul II. wird am 5. Mai 2001 von Patriarch Ignatius IV. Hazim in der Marienkathedrale in Damaskus begrüßt.

men. Gegen die Herrschaft der Türken wurde die Selbstständigkeit und Selbstbestimmtheit der arabischen „Nation“ gefordert. Es liegt auf der Hand, dass hier der moderne Begriff der Nation eine Rolle spielte. In unserem Zusammenhang ist wichtig, dass damit in politischer und gesellschaftlicher Sicht die Nation der Religionszugehörigkeit des Einzelnen übergeordnet wurde. Die Vertreter der arabischen Renaissance plädierten für ein Staatswesen, das arabisch, aber nicht (oder nicht in erster Linie) islamisch geprägt sein sollte. Zu den führenden Gestalten der Nahda zählten auch Christen, darunter zahlreiche Orthodoxe. Die Idee eines laizistischen Staates, in dem alle Araber, Muslime wie Christen, gleiche staatsbürgerliche Rechte wie Pflichten teilen sollten, war für die rum-orthodoxe Intelligenzia bis in die Gegenwart hinein das maßgebliche politische Konzept.

So gehörten zu den Gründern der laizistischen Baath-Partei prominente rum-orthodoxe Christen, allen voran Michel Aflaq. Er

hatte die Partei, die sich dem säkular-sozialistischen Arabismus verpflichtet wusste, 1940 zusammen mit dem sunnitischen Muslim Salah-ad-Din al-Bitar in Damaskus gegründet. Die Baath-Partei (*hizb al-baath al-arabi al-ischtiraki*, „Arabische Sozialistische Partei der Wiedererweckung“) regiert bis heute in Syrien, bis 2003 war sie auch im Irak an der Macht.

Die Kirche hält sich in politischen Fragen stark zurück. Das gilt sowohl für den Libanon als auch für Syrien, die beiden Länder, in denen die rum-orthodoxe Kirche von Antiochien hauptsächlich beheimatet ist. Seit dem 14. Jahrhundert residiert der Patriarch in Damaskus, freilich ohne den Titel der antiken Metropole Antiochia aufzugeben, jene Stadt, in der nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte die Anhänger Jesu zum ersten Mal „Christen“ genannt wurden. Seit 1979 ist der Amtsinhaber Ignatius IV. Hazim. Man kann heute insgesamt von etwa 750.000 Gläubigen ausgehen. Von den rund 850.000 Christen in Syrien (das

Brüderliche Umarmung von Papst Johannes Paul II. und Patriarch Ignatius IV. Hazim.

sind etwa 8 % der Bevölkerung) gehört rund die Hälfte zum Patriarchat von Antiochien. Das Patriarchat ist damit die Mehrheitskirche des Landes. Die Kirchenleitung verhält sich loyal zum Regime der Baath-Partei. Nicht zuletzt die Tatsache, dass Staatspräsident Assad und sein Clan zur Religionsgemeinschaft der Alewiten gehören, bietet bislang die Gewähr dafür, dass radikal-islamistische Bewegungen in Syrien chancenlos geblieben sind. Es ist in der islamischen Welt nämlich strittig, ob die Alewiten überhaupt Muslime sind; von den Muslim-Brüdern wird ihnen das abgesprochen.

Die Kirchen genießen in Syrien einen vergleichsweise freizügigen Status. Die kirchliche Katechese wird nicht behindert. Weihnachten und Ostern sind staatliche Feiertage. Es herrscht Freiheit beim Erwerb von Land und beim Bau von Kirchen. Die staatliche Baugenehmigung wird problemlos gewährt. Beim Bau neuer Kirchen stellt der Staat (wie bei der Errichtung von Moscheen) sogar kos-

tenlos das Baumaterial zur Verfügung. Ebenso werden die Unterhaltskosten für kirchliche Gebäude vom Staat getragen. Auch untersteht das Kircheneigentum nicht dem Ministerium für religiöse Stiftungen (*auqaf*), in dem die muslimischen Immobilien, die einem frommen Zweck dienen, verwaltet werden. Die Kirche kann über ihr Eigentum also frei verfügen. Restriktionen gibt es allerdings im Schulwesen.

Man kann nicht bestreiten, dass in Syrien eine Diktatur herrscht und nur in sehr eingeschränktem Umfang Meinungsfreiheit gewährt wird. Kritik an der Regierung ist tabu. Und natürlich wird sich kein syrischer Kirchenmann in irgendeiner Weise kritisch über den Islam äußern. Doch ist dies kein Spezifikum Syriens. Soweit es der Außenstehende beurteilen kann, handelt es sich in der Sicht vieler einheimischer Christen um eine durchaus erträgliche Diktatur. Jedenfalls sind sich die meisten Christen Syriens in folgender Einschätzung einig: Die Herrschaft Assads und seiner Partei ist für die

Christen noch immer die beste aller Optionen, die man sich realistischerweise in der Region vorstellen kann. Um diese Einschätzung zu verstehen, dürfte ein Blick in das Nachbarland Irak genügen. Dass auch das Christentum Syriens von einer zunehmenden Emigration betroffen ist, hängt – so jedenfalls die Aussagen vieler Emigranten – denn auch in erster Linie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes zusammen und mit der allgemeinen Instabilität in der Region.

Dramatisch ist die Zahl christlicher Auswanderer im Nachbarland Libanon angestiegen. Die rum-orthodoxe Kirche ist davon genauso betroffen wie die übrigen Kirchen des Landes. Anders als in Syrien spielt die orthodoxe Kirche im Libanon nicht die Rolle der Mehrheitskirche. Im Libanon sind es die Maroniten, die mit rund 50% aller Christen die mitgliederstärkste Kirche stellen. Es handelt sich um eine katholische, also mit Rom unierte Ostkirche des syrischen Ritus. Die Rum-Orthodoxen machen nur etwa 11 % der Christen aus. Vor der israelischen Invasion im vergangenen Jahr konnte man noch von etwa 320.000 orthodoxen Christen im Libanon ausgehen. Wie für die anderen Kirchen müssen wir auch für die Orthodoxen damit rechnen, dass im vergangenen Jahr mehrere Zehntausend das Land fluchtartig verlassen haben. Und die Hoffnung ist gering, dass sie in ihr leidgeprüftes und von neuer Gewalt bedrohtes Land zurückkehren werden.

Einst machten die Christen über die Hälfte der Bevölkerung aus. Davon ging der – übrigens nur mündlich vereinbarte – Nationalpakt von 1943 aus. Maroniten und Sunniteneinigten sich damals auf ein Staatsgebilde, in dem ein konfessionelles Proporzsystem das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Religionsgemeinschaften sichern sollte. Im Wesentlichen gilt dieses System bis heute, auch nach dem Abkommen von Taif von 1989, das den Bürgerkrieg beendete. Seit Taif steht den Christen die Hälfte der Parlamentssitze zu (zuvor herrschte zugunsten der Christen das Verhältnis 6 : 5); von 128 Sitzen entfallen 14 auf die Orthodoxen. Der Staatspräsident muss stets

ein Maronit sein, der Premierminister ein Sunnit, der Parlamentspräsident ein Schiit – und gewissermaßen als vierter Mann im Staate folgt der stellvertretende Parlamentspräsident, der stets ein Angehöriger der rum-orthodoxen Kirche sein muss. Übrigens sind auch die Ministerien konfessionell gebunden. Von 24 Ministerposten werden vier von Orthodoxen besetzt.

Zu den Eigenheiten des politischen Systems im Libanon gehört die Tatsache, dass die Christen schon längst nicht mehr die Hälfte der Bevölkerung stellen, der Proporz aber nicht angetastet wird. Die christlichen Libanesen befinden sich einerseits in einer ganz ähnlichen Situation wie die Syrer: Jede Veränderung kann unter den gegenwärtigen Bedingungen nur eine Veränderung zum Schlechteren sein. Andererseits besteht die Tragik des Libanon darin, dass auch der jetzige Zustand keine stabilen Verhältnisse herbeizuführen vermag.

Es würde zu weit führen, die komplexe politische Situation des Libanon hier auch nur annähernd begreifbar machen zu wollen. Für unser Thema soll nur erwähnt werden, dass die Rum-Orthodoxen in den innerlibanesischen Auseinandersetzungen eine eher neutrale Position verfolgen. Zu den politischen Ambitionen der Maroniten gibt es unter Rum-Orthodoxen unterschiedliche Meinungen. Im Bürgerkrieg (1975 bis 1990) und auch später verfügten die Orthodoxen jedenfalls über keine eigene Miliz, während es auf maronitischer Seite zwei miteinander rivalisierende Milizen gibt, zwischen denen es zu Beginn des Jahres 2007 wieder zu gewaltsamen Auseinandersetzungen gekommen ist.

Auch abgesehen vom politischen oder gar paramilitärischen Bereich pflegen die Rum-Orthodoxen seit jeher eine gewisse Distanz zu den Maroniten. Darin spiegeln sich nicht zuletzt die sozialen Verhältnisse. Waren die Maroniten lange Zeit Menschen aus der Provinz mit eher niedrigem Bildungsgrad, so verfügten die Rum-Orthodoxen (dank russischer Hilfestellung) früh über ein gutes Schulwesen, lebten in den Städten und besetzen bis heute wichtige Positionen in der

Wirtschaft und im Kulturleben. Die Oberschicht Beiruts ist, soweit christlich, traditionell rum-orthodox. Diese Unterschiede schlugen sich etwa – um den Ernst der politischen Lage wenigstens für einen Moment hintanzustellen – in einer Reihe von Witzen nieder, die man von rum-orthodoxen Libanesen hören kann. Darin treten der heilige Maron für die Maroniten und der heilige Mitri/Dimitrios für die Orthodoxen auf. Der orthodoxe Heilige spielt dabei mit überlegener Schläue dem etwas einfältigen Gründerheiligen der Maroniten stets einen saftigen Streich.

Solche Mentalitäten gibt es wohl überall, wo Volksgruppen verschiedener Konfession und unterschiedlicher sozialer Stellung miteinander leben. Es soll darüber nicht vergessen werden, dass gerade die rum-orthodoxe Kirche ein besonders intensives Engagement in der Ökumene an den Tag legt. Vertreter des Patriarchats Antiochien arbeiten seit seiner Gründung 1948 im Weltrat der Kirchen mit. Patriarch Ignatius IV. bekleidete einige Jahre das Amt eines Präsidenten des Weltrates. Der Patriarch zählt auch zu den Gründervätern des „Middle East Council of Churches“, einem ökumenischen Zusammenschluss aller Kirchen der Region.

Ignatius steht für eine ganze Generation von Kirchenmännern, die dem Patriarchat von Antiochien seine spezielle Prägung verliehen haben. Der 1920 geborene Patriarch studierte zunächst an der protestantisch geprägten Amerikanischen Universität in Beirut, um dann seine theologischen Studien am Institut St. Serge in Paris zu vertiefen. Es gab also keine Berührungängste mit Protestanten, aber auch nicht mit der vergleichsweise „modernen“ orthodoxen Theologie, wie sie in St. Serge vertreten wurde. Aufgeschlossenheit für die Begegnung mit anderen Kirchen verband sich hier auf hohem Niveau mit einer tiefen Durchdringung des theologischen und geistlichen Erbes des christlichen Ostens. Zugleich bot der Studienaufenthalt in Paris die Möglichkeit, mit zeitgenössischer katholischer Theologie in Berührung zu kommen, in der die ökumenische Öffnung zur Orthodoxie gesucht wurde.

Der Wunsch nach einer spirituellen Erneuerung der Kirche verband Ignatius mit seinem Studienfreund Georges Khodr, der später Bischof der Diözese Berg Libanon (Mont Liban) wurde. Der 1923 geborene Metropolit versieht dieses Amt bis heute und darf wohl als der wichtigste Theologe und geistliche Vater seiner Kirche gelten. In dem Kreis um Khodr und dem späteren Patriarchen Ignatius wurde 1942 die Orthodoxe Jugendbewegung gegründet. Diese Bewegung hat wesentlich zur kirchlichen Erneuerung der damals stark zerstrittenen und geistlich ausgebluteten Kirche beigetragen. Praktisch alle heute amtierenden Bischöfe sind aus ihr hervorgegangen. Auf Ignatius geht auch die Gründung der Theologischen Fakultät in Balamand in der Nähe von Tripolis zurück, mit der das Bildungsniveau des Klerus gehoben wurde. An der Universität von Balamand wurde auch ein Zentrum für den christlich-islamischen Dialog eingerichtet. Damit kommt zum Ausdruck, worin der Patriarch die zentrale Mission seiner Kirche sieht: „Kirche der Araber“ zu sein, eine Brücke zwischen Christen und Muslimen zu bilden.

Der Libanon besitzt für die Christen des Orients eine überregionale Bedeutung. Im Kreis der arabischen Staaten herrscht hier ein vergleichsweise hohes Maß an Meinungsfreiheit. Hier erscheint auch eines der auflagenstärksten Wochenmagazine in arabischer Sprache, die Zeitschrift *an-Nahar*, deren Redaktion im Wesentlichen aus Maroniten und Rum-Orthodoxen besteht. Bischof Khodr besitzt darin seit Jahrzehnten eine eigene Kolumne, in der er das Zeitgeschehen aus seiner Sicht kommentiert. Der orthodoxe Bischof vom Berg Libanon ist damit weit über den Libanon hinaus in der arabischen Welt bekannt geworden. Er wagt es, darin Themen offen anzusprechen, über die sich Christen im übrigen Orient nicht öffentlich äußern dürfen. Zum Beispiel brachte er die Gewaltausbrüche zur Sprache, denen die Kopten in Ägypten immer wieder ausgesetzt sind. Auf der anderen Seite zeigen Khodrs Artikel aber auch, dass sich die rum-orthodoxe Gemeinschaft zutiefst mit den politischen Anliegen der Araber identifiziert, etwa wenn es um die

Auseinandersetzung zwischen Palästinensern und Israel geht. Im Blick auf die politische und kulturelle Selbstbestimmtheit der arabischen Welt werden auch äußerst kritische Töne zum Westen insgesamt und zu den USA im Besonderen laut. Das militärische Engagement der USA im Irak wurde von den Rum-Orthodoxen (wie von fast allen Christen des Orients) einhellig verurteilt.

Im Blick auf die Zukunft der rum-orthodoxen Kirche von Antiochien sollen wenigstens zwei Problemfelder kurz benannt werden:

Erstens die Auswanderung vieler Christen in den Westen. Das Problem einer schwindenden christlichen Präsenz teilen die Orthodoxen mit den anderen Konfessionen des Nahen Ostens. Immerhin ist es der Kirche gelungen, in den USA und in Europa ein tragfähiges Netz von Gemeinden aufzubauen. Die Metropole in den USA erhielt vor einigen Jahren weitgehende Autonomie zugestanden. Hier entwickeln sich rum-orthodoxe Gemeinden zu einer Art betont amerikanischen Orthodoxie weiter. Die Liturgie wird größtenteils in englischer Sprache gehalten und scheint auch manche Nichtorthodoxe anzuziehen, sie in einigen Fällen auch für die Orthodoxie zu gewinnen. Die Landessprache im Gottesdienst zu benutzen, fällt der rum-orthodoxen Kirche viel leichter als anderen Ostkirchen. Denn das Arabische stellt für die Christen ja keine heilige Sprache dar wie das Griechische für die Griechen oder das Syrische für die Syrer. Man ist sich bewusst, dass die arabische Liturgie eine Übersetzung für arabische Christen darstellt; und damit ist der Weg frei für

Übersetzungen in andere Landessprachen.

Zweitens soll ein Problem angesprochen werden, das sich den Rum-Orthodoxen in ganz spezifischer Weise stellt: Wie tragfähig wird die Idee des Arabismus in Zukunft noch sein? Der überall vordringende Islamismus identifiziert wieder Arabisch-Sein mit Muslimisch-Sein. Es mehren sich unter den Rum-Orthodoxen Stimmen, die den Arabismus als gesellschaftliches Integrationsmodell für gescheitert halten. Dieser Prozess ist geeignet, die Identität der Rum-Orthodoxen nachhaltig zu verunsichern.

Bei unserer Betrachtung der drei orthodoxen Patriarchate des Orients haben wir drei sehr verschiedene Kirchenwesen kennen gelernt. In Alexandrien eine Kirche der griechisch-stämmigen Ägypter, die in ihrem Kerngebiet kaum mehr existent ist, in ihrer Missionstätigkeit aber weit ausgreift auf den afrikanischen Kontinent. In Jerusalem eine Kirche, die sich schwer tut, griechisches Erbe und arabische Lebenswirklichkeit miteinander zu verbinden. Und in Antiochien eine Kirche, die sich bewusst als Kirche der Araber versteht, die sich aber fragen muss, wie zukunftsfähig dieses Konzept noch ist in einem sich wandelnden Orient. Die Lage der Christen, auch der orthodoxen Christen des Orients, ist ernst. Sie verdienen das Interesse, die Solidarität und – nicht zuletzt – das Gebet ihrer Brüder und Schwestern im Abendland.

Ausgewählte Literatur:

Jean-Michel BILLIARD, *Histoire des chrétiens d'Orient*, Paris 1995.

Erich BRYNER, *Die Ostkirchen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert* (Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen; III/10), Leipzig 1996.

Andrea PACINI (Hrsg.), *Comunità cristiane nell'islam arabo. La sfida del futuro*, Turin 1996.

Regina PANZER, *Identität und Geschichtsbewusstsein. Griechisch-orthodoxe Christen im Vorderen Orient zwischen Byzanz und Arabertum* (Studien zur Zeitgeschichte des Nahen Ostens und Nordafrikas; 3), Hamburg 1998.

Georges KHODR, *L'appel de l'Esprit. Église et société*, Paris 2001.

Sotiris ROUSSOS, *Patriarchs, Notables and Diplomats. The Greek*

Orthodox Patriarchate of Jerusalem in the Modern Period, in: Anthony O'MAHONY (Hrsg.), *Eastern Christianity. Studies in Modern History, Religion and Politics*, London 2004, 372–387.

Martin TAMCKE, *Das orthodoxe Christentum*, München 2004.

Asaad KATTAN, *Some Aspects of George Khodr's Attitude Towards Modern Western Culture*, in: *Chronos. Revue d'Histoire de l'Université de Balamand* 14 (2006) 139–150.

Ramy WANNOUS, *George Khodr's An-Nahar-Artikel*, in: Martin TAMCKE/Andreas HEINZ (Hg.), *Die Suryoye und ihre Umwelt. Festgabe für Wolfgang Hage zum 70. Geburtstag* (Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte; 36), Münster 2006, 73–86.

IGNAZIO IV *Patriarca di Antiochia, Un amore senza finzioni. I fratelli e le sorelle di Bose in dialogo con il patriarca di Antiochia*, Magnano 2006.

Laufende Berichterstattung in den Zeitschriften „Proche-Orient Chrétien“, „Istina“, „Glaube in der 2. Welt“.